

(Nachdruck verboten.)

95]

## Cesarine.

Von Jean Richépin. Uebersetzt von H. L.

XX.

„Mein Herr, mein Herr! Die Versailler sind eingezogen!“  
Es war am Montag, den 22. Mai, morgens. Ich war sehr spät zu Bett gegangen und hatte eine fast ganz schlaflose Nacht verbracht. Erst am Morgen war ich in tiefen Schlaf gesunken. Aber sofort war ich auf den Beinen, als ich plötzlich geweckt wurde; und auch mein Geist war ganz klar, von diesen Worten wurde er wie von einem elektrischen Schläge getroffen. Es war der Hotelier, der mir diese Worte mit zitternder Stimme durch die Thür zugerufen hatte, indem er gleichzeitig mit einem Schlüsselbunde anklopfte. In dieses nahe, hastige Geräusch, das durch das plötzliche Aufwecken noch stärker erschien, mischte sich der Haß eines großen, von außen hereindringenden Lärms, den ich ebenfalls augenblicklich vernahm, und in dem ich die Signale der Trompeten, den Generalmarsch der Trommeln und das Sturmgeläut der Glocke von Saint-Sulpice deutlich unterschied. Ich öffnete dem Hotelier und zog mich rasch an, während er mir erzählte, daß die Truppen bei Tagesanbruch eingedrungen seien und daß die Föderirten selbst erst heute davon Kenntniß erhalten hätten. Die Schlacht tobe nun an allen Ecken und Enden.

„Sie werden doch nicht ausgehen?“ fügte er hinzu, als er sah, wie ich nach meinem Hute griff.

In der That hatte ich mich mechanisch, ohne selbst zu wissen warum, zum Ausgehen fertig gemacht.

„Wohin gehen Sie? Sind denn irgendwo Freunde von Ihnen in Gefahr?“

„Wohin sollte ich in der That gehen? Und wem konnte ich wohl Hilfe bringen? Paul und Cesarine waren in ihrem Feldlazareth in Sicherheit. Werden denn nicht die Kranken und deren Wärter von allen Parteien respektirt? Was den Vater Millosch anbetraf, so hatte er zwei Wohnungen. Vielleicht hatte Cesarine auch ihn bei der Krankenpflege untergebracht. Jedenfalls war der gute Mann in dem Alter, sich ohne mich aus der Affäre ziehen zu können.“

Den einzigen Wesen, die mich interessirten, drohte aber keine Gefahr, wozu also ausgehen? Das wäre in Wirklichkeit unsinnig. Und trotzdem verlangte es mich danach.

„Ich will sehen...“, sagte ich zu dem Hotelbesitzer.  
„Aber man wird Sie nicht sehen lassen,“ antwortete er mir. „Man greift alle kräftigen Leute auf, um sie beim Bau der Barrikaden mit Hand anlegen zu lassen. Man zwingt sogar die Frauen, daran mitzuarbeiten. Als meine Mutter heute Morgen ausging, um Borrath einzuholen, zwang man sie in der Rue du Vieux-Colombier, Steine heranzuschleppen.“

„Das thut nichts. Ich will sehen.“

„Was denn sehen?“

„Ich weiß nicht.“  
Und ich ging. Ich eilte die Rue de Baugivard hinunter. Weshalb schlug ich mich gerade nach dieser Seite? Wahrscheinlich aus keinem anderen Grunde, als weil die lange, gerade und leere Rue de Baugivard für meinen hastigen Lauf einen offenen Raum darbot, der mich anzog. Es schien mir auch, daß es ruhiger um mich herum wurde, je mehr ich in den leeren Raum eindrang. Ich entfernte mich in der That von dem Lärm, von den Trompetensignalen und den Trommelwirbeln, die auf der Place Saint-Sulpice und der Rue du Vieux-Colombier tobten. Das Sturmgeläut war jetzt verstummt. Hier herrschten Ruhe und Einsamkeit. Zu meiner Linken waren die Läden geschlossen, lagen die Hotels schweigend da. Zu meiner Rechten erhoben sich die nackten Mauern der Ecole des Carmes, hinter denen ich die verlassenen Höfe und die großen Gebäude errieth, die niemand bewohnte. Vor mir, so weit ich sehen konnte, lag der Fahrdamm und das Trottoir verlassen da. Ich hatte die Empfindung, in einer ausgestorbenen Stadt zu gehen, und von Zeit zu Zeit wandte ich mich nach dem Echo meiner Schritte um, das ich in einem ungewohnten, fast seltsamen Klange hörte.

Je mehr ich mich indessen der Rue de Rennes näherte, desto deutlicher nahm ich allmählig einen Lärm wahr,

der gewissermaßen auf dem Schweigen wirbelte. Es war mir nicht klar, ob ich darin wirklich Flintenschüsse heraushörte; denn ihr Knall, wie ich ihn im Kriege, auf offenem Felde gehört hatte, hatte nicht diesen eigenthümlichen peitschenartigen und zugleich matten Klang. Ich wußte das damals nicht, heut weiß ich es leider, daß er, zwischen den Häusern eingeschlossen, diesen ersticken, dumpfen und heimtückischen Laut annimmt. Was ich aber in der That bald erkannte, war das Pfeifen der Kugeln, die mit dem kurzen und sircnden Ton der Schwalben etwa hundert Meter vor mir durch die Rue de Rennes sausten.

Ich wandte mich wieder zurück, eilte nach der Rue d'Assas, dann nach der Rue de Fleurus, um nach dem Luxembourg zu gelangen. Da hörte ich, wie mit einem Zauberschlage, von neuem nichts mehr; kaum ein unbestimmtes Murren, wie das des fernem Meeres und weniger merkbar als der gewöhnliche alltägliche Lärm von Paris, wenn der ganze, große Vienneschwarm in Bewegung ist. Auch die Einsamkeit hatte aufgehört. Ich traf Leute, die offenbar von den wüsten Ereignissen noch nichts vernommen hatten: einen alten Herrn mit Professorenkopf, die Hände auf dem Rücken zusammengelegt; eine Frau mit einem Bierpfund-Brode in ihrer Schürze und ausgeraustem Knoblauch in ihrem Armkorbe. Das Café de Fleurus hatte seine Schaufenster offen. Im Luxembourg promenirte ganz harmlos ein junges Ehepaar. Die Mutter trug ein kleines Kind auf dem Arm. Ich ging auf sie zu und sagte ihnen fast zornig:

„Gehen Sie doch nach Hause. Fünf Minuten von hier schlägt man sich.“

Der Mann sah mich dumm an und begann zu lachen. Die Frau wurde etwas unruhig und wandte ihr Ohr nach der Richtung, die ich ihr bezeichnete, und horchte mit offenem Munde. Die Sperlinge zwischerten lustig auf ihren Zweigen. Veruhigt lächelte sie nun ihrerseits. In diesem Augenblick lief bei uns ein kleiner, weißer Hund in wahnwitziger Angst, vielleicht sogar verwundet, eilends vorbei. Er stieß ein lautes, klägliches Geheul aus. Die Haare auf dem Rücken waren gestäubt und der Schwanz ganz unter den Bauch eingezogen. Bei diesem Anblicke wurde die Frau von Schrecken ergriffen, raffte mit einer heftigen Bewegung ihre Kleider zusammen und suchte sich zu retten. Der Mann lief hinter ihr her und rief ihr zu:

„Wie dumm Du bist, wie dumm Du bist. Er macht sich nur über uns lustig.“

Der Gedanke kam mir, nach den Baracken auf den unbebauten Terrains zu gehen, wo die Lazarethe aufgeschlagen waren. Vielleicht könnte ich dort eindringen und Paul und Cesarine die Hand drücken. Ich erstaunte, nicht sogleich daran gedacht zu haben. Das Thor, das auf die Rue Davin hinausführte, war geschlossen. Ich ging an dem Gitter entlang, um den Haupteingang zu gewinnen. Aber plötzlich bemerkte ich durch die Schranken eine Gruppe, die mir zu denken gab. Zwei Föderirte zogen am Kragen einen jungen Mann mit sich und zwar gerade nach dem Lazareth zu und dabei sagten sie:

„Wir pfeifen auf Deinen Passirschein! Das giebt's nicht mehr mit den Passirscheinen. Man wird Dir eins ausbrennen, Drückeberger! Marsch!... Trab!...“

Wenn ich auf meinem Abenteuer bestand, riskirte ich, ebenso verhaftet zu werden, ohne jemandem zu nützen. Noch einmal dachte ich, daß Paul und Cesarine meiner nicht bedurften, daß sie mehr als ich selbst in Sicherheit seien, und zwar geschützt durch ihre Eigenschaft als Kranker und als Krankenpflegerin. Ich durchschritt also das Luxembourg, um wieder nach meinem Hotel zurückzukehren. Ich begegnete wieder dem alten Herrn mit dem Professorenkopf und den auf dem Rücken zusammengelegten Händen. Ich glaubte auch ihn davon benachrichtigen zu müssen, daß die Schlacht unsern von uns im Gange sei.

„Ja, ja“, antwortete er, „ich weiß. Indessen besten Dank, lieber Herr, für Ihre Warnung. Aber ich habe Zeit, ich habe Zeit.“

Und ohne seine Schritte zu beschleunigen, nahm er seinen offenbar gewohnten Spaziergang, dessen er sich nicht berauben wollte, wieder auf.

Von Saint-Sulpice drangen jedoch jetzt weit heftigere

Stöße des Lärmes als eben noch herüber. Sie pflanzten sich sogar bis in den Park hinein fort. Indem ich mich ihm näherte, hatte ich den Eindruck, mitten in den Tumult und das Handgemenge hineinzudringen. Auf dem Plage, von wo ich eine Ecke der Rue de Féron sehen konnte, sah ich ein Gewimmel von Bewaffneten um Reiter herumgedrängt, die Befehle überbrachten. Zwischen den glänzenden Bajonetten flatterte eine rothe Fahne. Die Trompeten bliesen zum Appell und die Trommeln wirbelten zum Angriff. Das Sturmgeläut hatte sich jetzt von mehreren Glockenthürmen zu gleicher Zeit erhoben; und sie mengten ihr rasches, abgebrochenes, keuchendes Läuten durch einander. Etwas weiter, offenbar an der Barrikade du Vieux-Colombier, begann jetzt mit dem Geräusch eines von der Erde ausgehenden und diese erschütternden Hustens eine Kanone ihr schauerliches Gebrüll.

## XXI.

Der Hotelier sah erst durch das Guckloch, ehe er mir das mit Eisen beschlagene Bohlenthor des alten Hauses öffnete. Er schloß es sofort wieder, indem er den Schlüssel zweimal umdrehte, die Sicherheitskette vorlegte und den Riegel aufschob.

„Und jetzt,“ sagte er mir, „verlangen Sie nicht, noch einmal hinauszu gehen. Das ist zu dumm! Ich glaube schon, daß man Sie ergriffen habe. Sie haben Glück. Nun halten Sie sich jetzt ruhig. Wir sind zwar hier wie in einem Gefängniß, aber doch in Sicherheit. Die Mutter hat zwei Brote und ein Stück Fleisch. Wir können also nicht vor Hunger sterben.“

„Und was werden wir anstellen?“ fragte ich ihn.

„Poßtausend!“ erwiderte er. „Abwarten! Was sollen wir anderes machen? Abwarten!“

„Ja,“ fügte die alte Mutter hinzu, „warten, bis das Haus brennt, und wir in die Luft fliegen.“

Trotzdem schäumte sie bedächtig ihr Ragout ab, indem sie sagte:

„Man muß gut leben, so lange man lebt.“

Und den Tag und die Nacht und noch einen Tag brachten wir damit zu, nur zu leben, nichts anderes, oder vielmehr in einem Boche, in dem wir uns wie die Thiere in ihre Höhle, verkrochen hatten, zu vegetiren. Wir tauschten abgedroschene Gedanken aus. Wir aßen, wir schliefen sogar, obwohl seit Montag Abend eine Kanone ganz in unserer Nähe die Wohnung erschütterte. Der Thürschließer des Nachbarhauses, das auf die Rue de Baugirard hinausführte, benachrichtigte uns durch das Hinterfenster, daß die Kanone eine Barrikade an der Ecke der Rue Bonaparte vertheidigte. Von seiner Vorderfront, sagte er mit einer gewissen Befriedigung, könne man sie sehen. Von uns aus konnte man weder auf der Vorderseite, noch auf der Hinterseite irgend etwas sehen. Die Rue Servandoni war auf der rechten Seite durch die hohe Mauer von Saint Sulpice, auf der linken durch das Gitter des Luxembourgs abgeperrt. Nur von dieser Seite aus konnten wir etwas sehen.

„Oh, wenig genug! Raum der Mütze werth aufzustehen!“ wie der Hotelier ärgerlich sagte.

Es war nichts weiter, als daß zurückprallende Kugeln in den Wipfeln der Bäume mit lautem Geräusch die Zweige herunterschlugen. Manchmal schlug eine verirrte Kugel gegen einen der Gitterstäbe und ließ das Metall in langen, klagenden Schwingungen einen Glockenton von sich geben. Manchmal schlug ein ganzer Hagel von Mitrailleusegeschossen gleichzeitig das ganze Klavier der Gitterstäbe an. Und dann gab das ganze Gitter einen Ton wie ein riesiges Hackbrett oder ein ungeheures Cymbal. Und im wunderlichen Spiele flogen bei den Akkorden dieser seltsamen Musik, wie von wüthenden, unsichtbaren Händen abgerissen, ganze Schwärme von Blättern empor, und führten eine wirbelnde Farandole auf.

Mehrere Male stieg ich mit dem Hotelier auf das Dach des Hauses, das sehr hoch war, allerdings für die Wünsche meines Gefährten noch nicht hoch genug; denn insolge der benachbarten Dächer konnte man das Schauspiel der Schlacht nicht „genießen“ — das war sein eigener Ausdruck. — Nichtsdestoweniger konnte man sich wenigstens eine Vorstellung davon machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Die erste Ueberwinterung im arktischen Norden 1596/97.

Mit welch' ungeheueren Schwierigkeiten die zur Durchforschung der Polarregionen ausgesandten Expeditionen zu kämpfen haben, lehren uns wieder die Berichte über die jüngsten Entdeckungen im äußersten Norden unseres Planeten. Da es in diesem Winter 300 Jahre waren, daß zum ersten Mal tühne Seefahrer es wagten, den Schrecknissen eines arktischen Winters Trotz zu bieten, so dürfte es angebracht sein, das unter unfäglichen Mühen und Leiden zu Ende geführte Unternehmen der holländischen Seeleute wieder in Erinnerung zu bringen.

Wilhelm Barent aus Amsterdam, der Entdecker Spitzbergens, hatte schon die beiden vorhergehenden Jahre zwei Nordlandsfahrten unternommen und als erster die Nordküste von Nowaja-Semlja erforscht, als er 1596 Amsterdamer Kaufleute überredete, zwei Fahrten zu einer neuen Expedition auszurüsten, um den bisher erfolglos gesuchten Seeweg nach den Meeren des Ostens um Europa und Asien herum aufzufinden. Die Generalstaaten hatten für die Lösung dieser Aufgabe einen Preis von 25 000 Gulden ausgesetzt. Die Schiffe befehligten Jan Cornelis Rijp und Jakob van Heemskerck; dem letzteren ordnete sich Barent als Obersteuermann unter, obgleich er in Wirklichkeit der Leiter des ganzen Unternehmens war. Am 10. Mai 1596 brach die Expedition von Amsterdam auf und traf schon am 5. Juni das erste Treibeis, das die Seeleute anfänglich für weiße Schwäne hielten. Am 9. Juni entdeckte man eine Insel, der man den Namen Bäreninsel gab, weil die Expedition dort den ersten heftigen Kampf mit einem Polarbären zu bestehen hatte. Die tühnen Forscher wandten sich dann nordwestlich und sahen am 19. Juni bei 80 Grad 11' nördl. Breite ein großes unbekanntes Land, die Inselgruppe Spitzbergen; Barent glaubte, Grönland berührt zu haben. Bei der Landung wurden sie von einem Bären angefallen, den sie mit drei Booten verfolgt und todtzuschlugen; auch fanden sie 60 Eier von Rothgänsen und erlegten einen solchen Vogel durch einen Steinwurf; sie sahen ferner mit Moos und Gras bedeckte Landstrecken, Rennthiere, weiße, graue und schwarze Füchse, Bären von furchtbarer Größe und am Ufer riesenhafte Walfische. Das Treibeis nöthigte die Führer ihren Kurs nach Süden zu nehmen.

Am 1. Juli waren sie wieder an der Bären-Insel, wo sich die Schiffe wegen Uneinigkeit der Führer trennten. Barent schlug die Richtung nach Nowaja-Semlja ein, segelte nordwärts die Westküste entlang, fuhr um die Nordspitze der Insel und suchte vergeblich durch das Eis nach Osten weiter zu kommen. Er wurde gezwungen, nach der Insel zurückzukehren und ließ in den Eisbänen ein (76 Grad nördl. Br.). Die Eismassen wurden immer gefährlicher, sperrten den Hafen und schienen das schwache Fahrzeug erdrücken zu wollen, so daß der Aufenthalt auf dem Schiffe unmöglich wurde. Da alle Versuche, es frei zu machen, scheiterten, entschlossen sich die Bedrängten, die nöthwendigsten Vorräthe in Sicherheit zu bringen. Es war Anfang September, als sie unter großen Schwierigkeiten Lebensmittel, Waffen, Munition, sowie ein Boot ans Land schleppten, wo sie sich zum Schutze gegen Kälte und wilde Thiere eine Hütte herstellten wollten. Am Strande entdeckten sie Treibholz, das ihnen in ihrer traurigen Lage als Bau- und Brennholz sehr zu statten kam. Sie zogen es auf Schlitten über Schnee und Eis nach einem ausgesuchten Platz und zimmerten sich bei bitterlicher Kälte ein Wohnhaus, da die Aussichten auf Weiterfahrt immer trüber wurden und eine Ueberwinterung auf dem Lande ihre einzige Rettung blieb. Am 2. Oktober wurde das Haus aufgerichtet und aus dem vom Schiffe losgelösten Brettern und Dielen ein Dach angefertigt. Den Eingang verschloß eine aus den Brettern der Kajüte hergestellte Thüre; im Dache befand sich eine Oeffnung für den Rauch. Sie richteten sich Schlafstätten ein und legten eine Feuerstelle an, auf der sie ohne Unterbrechung ein Feuer unterhielten, das aber oft nur wenig Wärme entwickelte. Ein Versuch, aus dem Schiff herbeigebrachte Kohlen als Brennmaterial zu verwenden, kostete ihnen beinahe das Leben, da sie aus Furcht vor Kälte den Schornstein verstopft hatten und deshalb im Kohlenbunf fast erstickten.

Ihre Vorräthe hatten die Leute nach und nach sämmtlich aus dem Schiff geholt und in dem Blochhause untergebracht. Einzelne Lebensmittel vertheilten sie, ebenso wollenes Tuch und Leinwand, um gegen die Kälte, die immer strenger wurde, besser geschützt zu sein; die Schlafstätten waren zuweilen zwei Finger dick mit Eis bedeckt. Das Bier war in den Fässern gefroren und ungenießbar geworden. Auch litten sie viel durch Krankheiten. Der starke Frost verursachte Frostbeulen und Blasen; die Kräfte der Aermsten nahmen dermaßen ab, daß sie oft das nöthige Brennholz nicht mehr herbeischaffen konnten. Wärme Bäder, die ihnen der Arzt verordnete, bereiteten sie sich in einer alten Weintonne. Während des Winters fielen zwei Mann den Strapazen zum Opfer: der Zimmermann, der schon bei dem Hüttenbau gestorben war, und einer der Mannschaften, der am 27. Januar im Schnee vergraben wurde. Das Wetter blieb sehr schlecht und hamte die Unglücklichen in ihre vom Schnee zugewegte Hütte, wo sie angsterfüllt das Toben der Winterstürme und das laute Krachen der Eisschollen hörten. Den Eingang versperrten oft Schneemassen, so daß sie erst nach harter Arbeit wieder ins Freie kommen konnten, zuweilen nur durch den Schornstein. Ihre Lage wurde ganz hoffnungslos, als am 8. November die Sonne sich nur noch am äußersten Horizont zeigte und bald wieder unterging, um bis zum 24. Januar nicht mehr zum

Vorschein zu kommen. Ihre einfachen Lebensmittel, die hauptsächlich aus Brot, Fleisch, Speck und Grütze bestanden, ergänzten sie durch das Fleisch getödteter Bären und Füchse. Fast täglich hatten sie Kämpfe mit Eisbären zu bestehen. Vom Hunger getrieben, drangen diese Raubthiere bis an die Thür des Hauses vor oder stiegen aufs Dach und ließen sich weder durch Geschrei und Lärm noch durch brennende Holzscheite vertreiben. Von den erlegten Bären verwendete die Mannschaft die Felle zur Kleidung, das Fleisch zur Speise, außerdem das Fett zum Unterhalt der Lampen. Der Genuß der Leber eines Eisbären verursachte heftiges Uebelbefinden. Während der 81 Tage dauernden Winternacht verschwanden diese gefährlichen Thiere, dafür stellten sich weiße Füchse sehr zahlreich ein, jagten über das Dach und wurden so zudringlich, daß die Leute einen mit einem Beil todtwerfen konnten; andere wurden geschossen oder gefangen. Da die Mannschaften das Fuchsfleisch schmackhaft wie Kaninchenfleisch fanden und das Fell zu Pelzmützen verarbeitet, so fertigten sie Netze und Fallen an, um den nächtlichen Besuchern nachzustellen.

Nachdem die Schiffbrüchigen in dieser Weise einen Theil des Winters ausgehalten, begannen sie sich allmählig in ihr schweres Loos zu finden und neuen Lebensmuth zu fassen. Um sich unter allen Entbehrungen und Beschwerlichkeiten aufrecht zu erhalten, ergöhten sie sich gegenseitig durch Scherzreden und erlaubten sich mitunter eine bessere Mahlzeit; am Dreikönigsabend wählten sie einen zum König von Nowaja-Semlja. So oft es die Witterung gestattete, verließen sie ihre Wohnung, um durch Laufen und Spiele ihre Kräfte zu stärken. Große Freude und Beruhigung gewährte ihnen die langsame Zunahme des Lichts und trotzdem sie das stürmische Wetter noch Anfangs Februar zwang, eine ganze Woche in der von allen Seiten zugewehnten Hütte unthätig zu liegen und aus Mangel an Brennholz zu den Brettern der Wände zu greifen, schöpften sie doch neue Hoffnung und sangen an, von der Heimath zu reden. Mit der Sonne kamen auch die aus dem Winterschlaf erwachten Eisbären wieder und reizten die Mannschaft zu neuen Kämpfen. Am 15. April wagten sich einige der Leute zum ersten Male an das Schiff und fanden es noch in demselben Zustand, wie sie es verlassen hatten. Zwei Tage später zeigte sich das erste Vögelin, woraus sie schlossen, daß in kurzer Zeit das Meer eisfrei sein und ihr Schiff aus seiner langen Gefangenschaft befreit würde. Anfang Mai vertheilten sie ihre letzten Vorräthe an Fleisch und Speck.

Manche drangen schon jetzt auf die Rückkehr. Da aber vorläufig noch gar keine Aussicht vorhanden war, das Fahrzeug aus den Eismassen heraus ins Meer zu bringen, so beschloßen die Führer, die Fahrt in den beiden Booten zu versuchen. Man grub diese deshalb aus dem Schnee und machte sie fertig. Gleichzeitig wurden die Kleider für die bevorstehende Reise zurecht gemacht und das noch vorhandene Gut zunächst auf Schlitten zum Schiff gebracht, das zwischen dem Hause und dem offenen Meere im Eise steckte. Dann ebneten die Schiffbrüchigen den Weg über das Eis, um die beiden Boote, die sie mittlerweile auch an das Schiff befördert hatten, bequemer ins Wasser ziehen zu können. Varent schrieb die Erlebnisse ihrer Fahrt und ihres Aufenthalts auf Nowaja Semlja nieder, steckte das Papier in einen Flintenlauf und hing diesen im Schornstein auf. Zwei ähnliche Berichte, die fast alle unterzeichneten, verpackte der Kapitän und brachte in jedem Boot einen unter, für den Fall, daß sie getrennt würden und verloren gingen. Nachdem die Leute die beiden Boote ins Wasser gebracht und das noch übrig gebliebene Gut verladen hatten (es waren im ganzen elf Schlitten voll) fuhren sie am 14. Juni früh mit Sonnenaufgang ab. Varent fühlte sich unwohl; man hatte ihn wegen seiner Schwäche im Schlitten zum Boot gefahren. Die Fahrt nach Norden war so beschwerlich, daß die Mannschaften an ihrer Rettung verzweifelten. Bald waren sie wieder ringsum eingeschlossen und mußten die Fahrzeuge aufs Eis ziehen.

Varent ging es sehr schlecht; er fühlte, daß er bei der elenden Lage der ganzen Expedition keine Besserung zu erwarten hätte und äußerte dies zu seinen Begleitern, die in die größte Bestürzung geriethen, da sie auf ihn am meisten vertraut hatten. Am 30. Juni starb der kühne Seefahrer auf der Eisscholle, auf die ihn seine Gefährten gebettet hatten. Am demselben Tage erlag noch einer der Mannschaften seinen Leiden. Unter unsäglichen Mühen fuhren die übrig Gebliebenen um die Nordspitze der Insel, dann südwärts die Westküste entlang. Erst am 28. Juli, nachdem sie über einen Monat unter ständiger Lebensgefahr in offenen Booten im Eismeere umhergeirrt waren, trafen sie zwei Fahrzeuge mit russischen Jägern, die sich ihrer freundlich annahmen. Noch einen Mann hatten sie auf dieser gefahrvollen Fahrt verloren. Die Geretteten litten fürchterlich an den Folgen des Sturmbis und fanden erst einige Erleichterung, als sie auf der Weiterfahrt auf einer unbewohnten Insel Böffelkraut entdeckten, von dem sie zur Linderung ihrer Schmerzen große Mengen verzehrten. Als sie weiter fuhren, hörten sie von vorbeifegenden russischen Schiffen zu ihrer großen Freude, daß in Kola drei niederländische Schiffe vor Anker lagen. Sie bewogen einen Lappländer gegen eine Belohnung von zwei Reichsthalern, mit einem ihrer Genossen dorthin zu gehen und den Kapitän zu bitten, auf sie zu warten und sie mit in die Heimath zu nehmen. Dieser, derselbe Jan Cornelis Rijp, der sich bei der Bären-Insel von Varent getrennt und nach Hause begeben hatte, besand sich gerade auf der Heimfahrt von einer Handelsreise und war sehr erstaunt, seine

Wandlente, die man längst verloren glaubte, zu treffen. Er bereitete ihnen einen feistlichen Empfang. Vor ihrer Abreise stellten sie die beiden gebrechlichen Boote zum Andenken an die Entbehrungen und Leiden, die sie auf ihrer fast 400 Meilen weiten Fahrt ausgestanden hatten, im Kaufhause zu Kola als Trophäen auf.

Ihre Ankunft in Amsterdam erregte ungeheures Aufsehen. Sie zeigten sich dort in derselben Kleidung, in der sie den schrecklichen Winter verbracht hatten und wurden von allen Seiten höchst ehrenvoll aufgenommen. Von den 17 Mann der Besatzung kehrten 12 zurück, darunter der Kapitän Jakob Heemsterden und Gerrit de Beer, der die Reisen Varents genau und wahrheitsgetreu geschildert hat in seiner Schrift: „Waerachtige Beschryvinghe van drie seylagien, deur de Hollen zoel. schepen by Noorden.“ Fünf Theilnehmer waren unterwegs den Strapazen erlegen; nach dem muthvollen Varent benannte man später den zwischen Spitzbergen, Franz Josef-Land, Nowaja Semlja und Norwegen liegenden Theil des Nördlichen Eismeeres und die nördliche der beiden die Ostseite Spitzbergens bildenden Inseln. Varent hat sein Ziel, die Entdeckung der nordöstlichen Durchfahrt, zwar nicht erreicht, weil er wegen der unvollkommenen Ausrüstung seiner Expedition und der mangelhaften Kenntnisse seinerzeit über die klimatischen und geographischen Verhältnisse der Polargegenden den Schwierigkeiten nicht gewachsen war. Erst Nordenfliod nahm seinen Plan wieder auf und brachte ihn 1878/79 zur Ausführung.

1871 wurde das von den Holländern zurückgelassene Haus von dem Norweger Elling Karlsen und 1876 von dem Engländer Gardiner aufgesucht und die noch vorhandenen Gegenstände, auch das zurückgelassene Schriftstück mitgenommen und später der holländischen Regierung überlassen. („Münchener Neueste Nachr.“)

### Kleines Feuilleton.

— **Byzanz in Schwaben.** Unter diesem Spitztitel schreibt der Stuttgarter „Beobachter“: „Ein Stück Byzantinismus tritt uns beim Eingang der Gewerbe-, Industrie- und Kunstausstellung in Heilbronn in fast beschämender Weise entgegen. Steht da ein großer, breiter Wirtschaftstisch von Lannenholz. Bei aller Achtung vor dem nützlichen Möbel, die ein Tisch im Haushalt einnimmt, muß man doch sagen, daß auch dieser Tisch eben ein ganz gewöhnlicher Tisch ist, den die Sonne erwärmt, wenn sie scheint, und den der Regen feucht macht, wenn es regnet, weil er im Freien steht, und der in gar nichts seine Kollegen überragt, als vielleicht durch seine ungewöhnliche Breite. Wir glauben, es ist auch nicht als ein besonderes Verdienst zu rechnen, das sich dieser Tisch durch seine Breite erworben, ebensowenig wie der dickste Rettig im Korb wegen seiner ribenhaften Dichteibigkeit ein besonderes Verdienst hat. Aber, lieber Besucher, ein unter Glas und Rahmen angebrachtes Plakat befehlt Dich bald eines besseren über die Geschichte dieses Tisches. In weithin lesbarem Druck steht folgende erstaunliche Begebenheit, welche dieser berühmte Tisch erlebt hat:

An diesem Tische  
speisten Ihre Majestät  
der König und die Königin  
von Württemberg  
am 1. Juni 1897.

b. **Sehenernen eines Blindgeborenen.** Die überaus seltenen Fälle, in welchen ein Blindgeborener mit Erfolg operirt und die Art seines Sehenernens verfolgt werden konnte, sind von Dr. Ahlström in Gothenburg um einen vermehrt worden. In dem am 30. Juli erschieneuen Scandinavischen Archiv für Physiologie beschreibt er den Fall eines intelligenten neunjährigen Mädchens, das in beiden Augen schon von der Geburt an eine weißgelbe Linse besaß, die das Licht fast gar nicht durchließ. Das Kind besaß daher nur ein allgemeines Unterscheidungsvermögen zwischen größerer oder geringerer Helligkeit und Dunkelheit, konnte dagegen nicht im eigentlichen Sinne sehen, Gegenstände nicht mit dem Gesichtssinn auffassen und von einander unterscheiden, ja nicht einmal die Augen auf einen Gegenstand richten, vielmehr führten diese unabhängig von einander die verschiedensten Bewegungen aus. Dagegen erkannte sie die ihr dargereichten Gegenstände, Messer, Löffel, Glas, Uhr, Bürste, Ciu. s. f. gleich bei der ersten Berührung mit den Fingerspitzen. Nach der Operation, die in einer Herauscheidung der störenden Augenlinsen bestand, lernte das Kind innerhalb weniger Wochen den neu erlangten Gesichtssinn recht gut gebrauchen. Die Augen gewöhnten sich allmählig an eine gemeinsame Bewegung, um einen Gegenstand zu fixiren, und sehr bald lernte sie ihn auch mit dem Gesichtssinn erkennen. Zunächst allerdings starrte sie die verschiedenen Gegenstände, z. B. ein Messer und ein Buch lange an, und bemerkte wohl ihre Verschiedenheit, konnte sie aber nicht erkennen. Reichte man sie ihr dann zu, so schloß sie die Augen und erkannte sie sofort bei der ersten Berührung mit den Fingerspitzen. Hatte sie aber erst Gelegenheit gehabt, gleichzeitig den Eindruck durch den Gesichtssinn und den Tastsinn zu empfinden, so erkannte sie die Gegenstände später mit den Augen ganz gut und lernte dieselben bald wie ein normaler Mensch gebrauchen. Nur die Unterscheidung der Tiefendimensionen durch den bloßen Gesichtssinn wurde ihr sehr schwer, und noch, nachdem mehr als ein Vierteljahr seit der Operation verstrichen war, verwechselte sie eine

gewöhnliche Puppe mit einer Papierpuppe, einen ausgepöpten Kanarienvogel mit einem Bilde desselben u. s. f. Auch die Schätzung des Abstandes verschiedener Gegenstände, besonders in einiger Entfernung, wurde ihr sehr schwer. Alle diese Erscheinungen sprechen, wie die ähnlichen bei früheren Fällen dieser Art, dafür, daß unsere Vorstellungen über Raumverhältnisse nicht angeboren, sondern erst durch Erfahrung erworben sind. —

### Musik.

— Frau Gemma Bellionni wird Ende des Monats an der königlichen Oper ein längeres Gastspiel absolviren. —

### Kunst.

— Nicht wegen eines Monitums des Ministers scheidet, wie der „Reichs-Anzeiger“ berichtet, der Geschichtsmaler Professor Gelfschap aus dem Senat der Akademie der Künste aus, sondern wegen Gesundheitsverhältnisse. —

### Aus dem Thierleben.

— Ueber eine seltsame Aufzucht junger Rebhühner schreibt man dem „Hubertus“: Voriges Jahr fand der Gutsbesitzer W. in Wülfershausen bei Arnstadt während der Ernte ein Rebhühnergelege. Da das Nest vollständig frei gelegt war, wurden die Eier mit nach Hause genommen, um sie durch eine Haushenne ausbrüten zu lassen. Die Zahl der Eier betrug 18, war also „unheilvoll“, und deshalb wurde noch ein Haushühner-Ei zugefügt. Die Henne sah sehr gut und brütete 14 wohlentwickelte Küchlein aus. In eine Kammer gebracht, erhielten diese zunächst nur Ameisen und deren Eier, nahmen aber später auch anderes Futter an. Nach vier Wochen wurde die ganze Familie in den Hof gesetzt und dort von der alten Henne sorglich geführt; nach sechs bis sieben Wochen aber vermaß die Alte ihre Mutterpflichten, ließ wieder dem Hahne zu und legte Eier. Schon glaubte man das Böklein verwaist, da nahm sich der mit erbrütete junge Haushahn (ein solcher war es), der sich bei dieser kräftigen Fütterung prächtig entwickelt hatte, seiner Stiefgeschwister an und führte sie. Die Führung hat er auch nie aufgegeben, sogar Ritterdienste übernommen, indem er Nachbarhühner, welche den Hof betreten und dann regelmäßig auf die jungen Rebhühner eindrangen, vertrieb. Die Hühner wurden so vertraut, daß sie auf den Hof kamen und Futter aus der Hand nahmen. Im Laufe des Winters ist ihre Zahl auf ein Stück, einen Hahn, zurückgegangen. Fünf Stück wurden an Liebhaber abgegeben, die anderen von nachbarlichen Ragen geraubt; nur eines blieb übrig, dieses aber hat die treue Freundschaft zum Haushahne bewahrt. „steigt“ oder „fliegt“ mit in den Hühnerstall und setzt sich dort mit auf die Hühnerstange neben den Hahn. In letzter Zeit hat der junge Rebhahn Ausflüge über das Dorf hinweg in das Feld unternommen, ist aber stets zurückgekehrt. —

### Physikalisches.

— Kathodenstrahlen im Weltraum. Wie die Leitung der Berliner Sternwarte dem „Reichs-Anzeiger“ mittheilt, hat die nähere Erforschung der Eigenthümlichkeiten der Kathodenstrahlen, welche seit etwa drei Jahrzehnten von mehreren Physikern unternommen worden ist, nicht nur zu der epochemachenden Entdeckung der Röntgen-Strahlen geführt, sondern auch sehr vielversprechende Ausichten für die Erklärung gewisser Himmelserscheinungen und Erdzustände eröffnet. Vor etwa neun Jahren ist von der hiesigen Sternwarte eine Reihe von experimentellen Untersuchungen in dieser Richtung angeregt worden. Es ist dem diese Kathodenstrahlen-Untersuchungen leitenden Professor Goldstein bereits seit mehreren Jahren gelungen, charakteristische Lichtausstrahlungen am Kometenkopf und der daraus hervorgehenden Schweifentwidelungen experimentell mit Hilfe von Kathodenstrahlen nachzubilden und dadurch auch einige in den letzten Jahren durch photographische Aufnahmen von Kometen nachgewiesene Besonderheiten dieser Erscheinungsgruppe erklärbar zu machen, welche der bisherigen Theorie vollständig widersprechen. Jedenfalls ist es durch das Gelingen der experimentellen Nachbildungen wesentlicher Züge der Kometenercheinungen recht wahrscheinlich gemacht, übrigens auch in der sogenannten Korona der Sonne durch die Lichtstruktur derselben angedeutet, daß weitreichende Kathodenstrahlwirkungen der Sonne vorhanden sind, die an sich zunächst nicht sichtbar werden, aber auf den Flächen anderer Weltkörper und Weltkörperchen sekundäre Strahlungswirkungen auslösen und diese letzteren alsdann durch ihre Abstößungswirkungen beeinflussen. Und auch für die Lösung zahlreicher anderer Probleme wird dies sehr bedeutsam sein, unter anderem für die zweifellosen, aber bis jetzt sehr schwer zu erklärenden Wirkungen der Sonne auf die elektrischen und magnetischen Erscheinungen der Erde, nämlich auf die Polarlichter, die Gewitter, die Zustände des Erdmagnetismus und die in den Telegraphenlinien beobachteten elektrischen Erdströme. —

### Astronomisches.

io. Einen großen photographischen Mondatlas wird Professor Weinek in Prag herausgeben. Das Mondbild soll auf demselben einen Durchmesser von 4 Metern erhalten, vorläufig sind 200 einzelne Bilder in Aussicht genommen, welche die hauptsächlichsten Bildungen der Mondoberfläche unter den verschiedensten Beleuchtungen darstellen werden. Bekanntlich sind auch die berühmte Sid-Sternwarte in Kalifornien

und die Pariser Sternwarte mit der Herausgabe großer photographischer Mondkarten beschäftigt. Auch zu den Weinek'schen Karten sind hauptsächlich Photographien von der Sid-Sternwarte benutzt, daneben einige von Paris und der Sternwarte Arequipa in Peru, die zu vergleichenden Studien beigegeben sind, die ursprünglichen Photographien sind in 24facher Vergrößerung wiedergegeben. Das Werk wird in zehn Lieferungen zum Preise von je 18 W. und im Umfange von je 20 Tafeln erscheinen. Den Verlag hat C. Bellmann in Prag übernommen.

### Bergbau.

t. Die Kupferproduktion der Welt wird, wie alljährlich, so auch jetzt von der Firma Norton u. Co. für das Vorjahr zusammengestellt; danach wurden 1896 in allen Ländern der Welt zusammen 373 208 Tonnen (etwa 7 $\frac{1}{2}$  Millionen Zentner) Kupfer gewonnen. 1888 betrug die Gesamtproduktion nur 288 086 To., stieg bis 1892, um 1893 wieder ein wenig zu fallen. Von diesem Jahre ab ist die Produktion in dauernder Steigerung begriffen gewesen. Im Jahre 1896 betrug die Steigerung gegen das Vorjahr 11,7 pCt. Weitans der größte Theil des gesammten Kupfers, mehr als die Hälfte, wird in den Vereinigten Staaten von Amerika gewonnen, im Jahre 1896 203 893 Tonnen. An zweiter Stelle kommen Spanien und Portugal, die aber nur wenig mehr als den vierten Theil liefern wie die Vereinigten Staaten. Die berühmten Minen von Rio Tinto in Spanien haben 1896 23 000 Tonnen geliefert, das sind etwa 500 Tonnen weniger als 1895. An dritter Stelle folgt die Kupfergewinnung in Chile, dann die von Japan, und an fünfter Stelle diejenige von Deutschland, mit nennenswerthen Beträgen kommen dann noch Mexiko, Australien und Süd-Afrika. Alle übrigen Länder zusammen genommen lieferten 1896 nicht ganz 22 000 Tonnen, also wenig mehr als Deutschland allein (20 000 Tonnen). —

### Humoristisches.

— Zurückgegeben. Parvenus-Gattin (in Familienbegleitung zu einem Dienstmann): „Wollen Sie unser Padesel sein und uns durch das Wasser tragen?“  
Dienstmann: „Worum nicht? Wenn See das Bad für wölft, denn will ich wußt de Esel sein.“  
(„Jugend“.)

— Aus Schülerheften. Es wohnen im Dorfe reiche und arme Leute. Die reichen Leute haben viele Pferde, Kühe und Schafe, und die armen Leute haben viele Mädchen und Buben. — Der Diebstahl wird eingesperrt. — Der Dieb diebt. — Die Unkräuter sind Unpflanzen. —

### Vermischtes vom Tage.

— In den Pleßer Forsten (D.-S.) tritt die Nonne massenhaft auf. Ganz besonders bedroht ist das Entloewiger Revier.

— Dresden, 5. August. Umtlich wird gemeldet: Der Durchgangsverkehr auf der Strecke Zittau-Reichenberg ist wieder aufgenommen.

— Köln, 5. August. Der „Kölnischen Volkszeitung“ zufolge ist in der vergangenen Nacht das Dorf Pohlbach im Kreise Wittlich durch eine Feuersbrunst zerstört worden. Drei Menschen haben ihr Leben eingebüßt und viel Vieh ist in den Flammen umgekommen. Im ganzen sind 42 Häuser mit den dazu gehörigen Wirtschaftsgebäuden niedergebrannt.

— Beim Abräumen einer Brücke unterhalb der Kleinen Rheinmündung bei Kehl ertranken zwei Pioniere.

— In Oberriexingen bei Waiblingen erschlug ein Mann seine Frau im Stall mit einem Beil. Nach vollbrachter That versuchte der Mann sich die Pulsader zu öffnen und sich in der Eng zu ertränken.

— Volksthümliche Universitäts-Kurse. Im nächsten Winter soll der Beginn solcher Kurse auch von seiten der Hochschulen in Brünn, Prag und Innsbruck gesichert sein; die deutsche Universität Prag erstreckt ihr Arbeitsfeld schon über ganz Deutschböhmen.

— Im Kupathal bei Trautenau wuchs die Zahl der Opfer der Ueberschwemmung auf 59, doch vermist man noch Personen.

— Budapest, 5. August. Die Donau steigt im Weichbilde der Stadt noch immer. In den Abendstunden mußte gestern der Verkehr auf den unteren Quais eingestellt werden. Ueber die Ortschaft Alfockubin ging ein furchtbares Unwetter nieder, welches alle Brücken zerstörte, die auf den Feldern liegenden Früchte fortzuschwemmte und viele Häuser beschädigte.

— Das neue Kabel zwischen Frankreich und Amerika wird Ende September vollständig gelegt sein.

— Andree's Ballon. Dem „L.-A.“ wird aus Wardö unterm 4. August depeeschirt: Der von dem holländischen Kapitän Lehmann im Weißen Meere bemerkte Gegenstand ist durch das Boot des hiesigen Viceconsuls Holmbö aufgefunden und hierher gebracht worden. Es ist ein Bal, er ähneln dem obersten Theil eines Ballons.

— o. o. Drei Bauchtänzerinnen und 35 „Lebemänner“ wurden dieser Tage in Brooklyn (Amerika) in einem Hotel wegen unflätlicher Aufführung festgenommen. Als die Tänzerinnen von der Polizei verhaftet wurden, waren sie nur mit — Strümpfen bekleidet. —